



## Prolog

*Fuller-Plantage, South Carolina  
November 1862*

Das Einzige, was Kitty bei all dem Durcheinander klar wurde, war die Tatsache, dass sie weglaufen mussten. Die Yankees kamen – Tausende von ihnen. Die Soldaten würden alles stehlen, was sie fanden, und Massas Plantage niederbrennen. Sie würden den Frauen Unausprechliches antun – weißen Frauen wie Missy Claire und sogar Sklavinnen wie Kitty. Sie und Missy mussten noch einmal fliehen, so wie sie vor einem Jahr aus Massas Stadthaus in Beaufort geflohen waren. Die Plantage war kein sicherer Ort mehr.

„Beeilen Sie sich lieber, Ma’am“, warnten die konföderierten Soldaten Missy Claire, als sie an ihrem Haus vorbeimarschierten. Sie machten nicht einmal für einen Schluck Wasser oder einen Happen zu essen Halt, als sie im Laufschrift weitermarschierten. Zwei der Offiziere blieben gerade lange genug stehen, um zu sagen: „Die Yankees kommen. Sechstausend von ihnen sind auf dem Festland bei McKay’s Point gelandet. Das ist nur elf Kilometer von Pocotaligo entfernt. Wir gehen davon aus, dass sie die Bahnlinie zwischen Savannah und Charleston kappen wollen. Ich würde heute noch abreisen, wenn ich Sie wäre, Ma’am. Spätestens morgen früh.“

„Und seien Sie vorsichtig“, warnte der zweite Offizier. „Die Yankees haben unsere Sklaven gestohlen und ihnen Waffen gegeben. Es gibt nichts Schlimmeres als einen Neger mit einem Gewehr in der Hand.“ Die Soldaten tippten sich an die Mütze. Dann marschierten sie mit ihren schlecht sitzenden Uniformen, den ausgetretenen Stiefeln und

ihren ungepflegten Bärten die Straße hinunter in Richtung Pocotaligo und ließen nichts als Angst und eine Staubwolke zurück.

Sie hatten die Familie in Aufruhr versetzt und allen so viel Angst gemacht, dass Kitty davon überzeugt war, sie würde wie ein zu voller Eimer überlaufen. Missy Claires Gesicht war so bleich wie Kuchenteig geworden, und es sah aus, als würde sie jeden Augenblick ohnmächtig werden. Kitty sorgte dafür, dass sie sich ganz schnell auf den nächstbesten Stuhl setzte, und nahm einen Palmwedel, um ihr Luft zuzufächeln.

„Oh, Gott ...“, stöhnte Missy Claire. „Warum müssen wir das wieder erleben? Reicht es nicht, dass die Yankees uns schon einmal aus unserem Zuhause vertrieben haben? Warum haben diese Feiglinge unschuldigen Frauen und Kindern den Krieg erklärt?“

Kitty fächelte schneller und dichter vor Missys Gesicht, damit sie besser atmen konnte. „Es wird alles gut, Missy. Alles wird gut ...“

„Nein, das wird es nicht!“, rief sie. „Hast du nicht gehört, was sie gesagt haben? Die Yankees bewaffnen die Sklaven! Und wenn die Neger erst einmal Waffen in den Händen halten, werden sie uns alle im Schlaf umbringen!“

Ihre Worte ließen Kitty frösteln. Einen Augenblick lang schien es, als hätten sie beide vergessen, dass Kitty auch schwarz war. Sie war Missys Sklavin, seit sie ein Kind war, aber noch nie hatte sie ihre Herrin so aufgebracht gesehen, nicht einmal, als sie aus Beaufort geflohen waren. Natürlich hatten sie damals gedacht, sie würden nach ein, zwei Tagen in die Stadt zurückkehren, wenn die Yankees vertrieben waren. Aber das war jetzt beinahe ein Jahr her.

„Wohin gehen wir denn diesmal, Missy Claire?“, fragte Kitty leise.

„Ich weiß nicht. Sie werden jedes Farmhaus in der Gegend niederbrennen ... Wir müssen alles einpacken, was wir nicht verlieren wollen.“

„Alles?“ Kitty blickte sich im Salon um. „Aber da ist so viel, Missy! All die schönen Sachen von Massa Fuller ... Woher sollen wir wissen, was wir mitnehmen und was wir hierlassen sollen?“

Sie konnte sehen, wie ihre Herrin die Beherrschung wiederfand. Missy schob den Fächer fort und erhob sich. „Alle Haussklaven müssen uns helfen. Jetzt beeil dich! Wir werden so viel auf einen Wagen packen, wie wir können, die wertvollsten Dinge zuerst – und den Rest legen wir in Gottes Hand.“

Kitty machte sich an die Arbeit, so schnell sie konnte, aber für Missy war es nicht schnell genug. Sie stieß Kitty zur Seite, weil sie der Mei-

nung war, dass Kitty einen der Reisekoffer zu langsam packte. Als Kitty aus Versehen den silbernen Besteckkasten fallen ließ, packte Missy sie an den Haaren und zog daran. Und als Kitty sie fragte, wer sich um das Haus kümmern würde, wenn sie fort waren, versetzte Missy Claire ihr eine Ohrfeige. „Lass mich mit deinen dummen Fragen in Ruhe, Kitty!“ Missy war normalerweise nicht so gemein. Sie hatte Angst, das war alles.

„Wenn doch nur Roger hier wäre“, sagte sie immer wieder, während sie von einem Zimmer zum anderen lief und entscheiden musste, was eingepackt werden sollte. Das große Haus war bis zum Dachboden mit Massa Fullers Dingen vollgestopft, die über viele Jahre in seiner Familie weitervererbt worden waren. Allein die Porträts von allen Verwandten würden schon einen Wagen füllen und seine Bücher einen zweiten. Jeder konnte sehen, dass sie all seine schönen Möbel würden zurücklassen müssen – Massas Eichenschreibtisch und sein Klavier, die Himmelbetten und Kleiderschränke und Kommoden, den Esstisch aus Walnussholz, den Delia mit Bienenwachs und Terpentin polierte, bis er wie ein Spiegel glänzte. Es gab Kammern voll mit Tischdecken, Federbetten und Decken; Schränke mit feinem Porzellan, Silberschüsseln und Geschirr. Sie konnten unmöglich alles mitnehmen. Diese Yankees mussten grausame Vandalen sein, wenn sie ein so schönes altes Haus anzündeten und all diese wundervollen Dinge zerstörten.

Kitty war oben und packte Missy Claires Kleider, als sie draußen das Rumpeln von Wagenrädern hörte. Sie lief zum Fenster und erwartete, Soldaten und bewaffnete Sklaven mit Gewehren und Fackeln zu sehen. Aber der Wagen, der vor dem Haus hielt, war leer.

„Kitty!“, sagte Missy, als sie ins Schlafzimmer kam. „Einer der Feldsklaven hat endlich einen Wagen aus dem Stall gebracht. Hör auf, aus dem Fenster zu starren, und fang an, diese Sachen aufzuladen. Ich habe Delia schon gesagt, dass sie die Babykleidung zusammenpacken soll.“

Kitty nahm zwei Taschen und ging damit zur Treppe.

„Und komm gleich wieder rauf“, rief Missy Claire. „Nicht trödeln wie sonst immer!“

Ihre Worte trafen Kitty mehr als ein Tritt vors Schienbein. Sie trödelte nie so, wie viele andere Sklaven es taten. Vielleicht träumte sie manchmal ein wenig, aber das war etwas anderes als Trödeln, nicht wahr? Trödeln tat man mit Absicht, aber fürs Träumen konnte man doch nichts.

Kitty grummelte immer noch vor sich hin, wie ungerecht Missy Claire war, als sie Delia mit einem Bündel Babykleidung auf der Treppe begegnete. Die kleine Frau nahm die Stufen viel langsamer als Kitty, weil ihre Gelenke vom Alter schmerzten. Kitty passte sich ihrer Geschwindigkeit an.

„Wieso schmollst du denn, Schätzchen?“, fragte Delia. „Pass auf, dass du nicht über deine Unterlippe stolperst, sie hängt ja fast bis zum Boden.“

„Missy brüllt mich schon den ganzen Nachmittag an, Delia.“

„Nicht nur dich, Schätzchen, das kann ich dir sagen. Brrr, ist das kalt hier draußen!“, sagte Delia, als sie die Tür aufstieß. Draußen war der Herbsthimmel so unfreundlich und grau wie ein Grabstein. „Das kann für Massas Kleinen nicht gut sein, dass er so durch die Gegend gezerrt wird“, sagte Delia kopfschüttelnd. „Der gute Gott hat gesagt, wenn das Jüngste Gericht irgendwann kommt, sollen wir beten, dass wir nicht im Winter fliehen müssen.“

Kitty sah Delia erstaunt an. „Ist das hier das Jüngste Gericht?“

„Sieht so aus, als würde Gott zumindest über ein paar Menschen urteilen“, murmelte Delia und deutete mit dem Kopf in Richtung Wagen. „Ich hätte nie gedacht, dass Massas Familie mal in einem alten Baumwollwagen fahren würde, der von einem Maultiergespann gezogen wird.“

Delia hatte recht. Die Maultiere, die vor den Wagen gespannt waren, wurden sonst nur von armen Leuten benutzt. Aber die konföderierten Soldaten hatten schon vor langer Zeit alle Pferde von Massa Fuller mitgenommen. Grady war an jenem Tag im Kutscherhaus geblieben, weil er nicht hatte zusehen wollen, wie sie weggeführt wurden. Seit er Massa Fullers Kutscher war, hatte Grady sich um diese Pferde gekümmert, als seien sie seine Babys, so wie Delia sich um Missy Claires Baby kümmerte. Jetzt, wo die Pferde nicht mehr da waren, musste Grady als Feldsklave arbeiten.

Kitty ließ ihre Last auf die Ladefläche des Wagens fallen. Der Fahrer stand neben einem Maultier und richtete das Zaumzeug. Es dauerte einen Augenblick, bis Kitty erkannte, dass es Grady war. Er sah noch dünner aus als beim letzten Mal, als sie ihn gesehen hatte, und seine Kleider hingen wie Lumpen an ihm. Sie sehnte sich danach, ihn in den Arm zu nehmen, aber als er den Blick hob und sie seine Miene sah, zögerte sie. Es war beinahe, als hielte er sie auf Abstand.

Aber Delia zögerte nicht einen Augenblick, sondern humpelte auf Grady zu und schloss ihn in die Arme. „Herrgott, Schätzchen! Ich hätte dich beinahe nicht erkannt. Fährst du morgen Missy Claires Wagen?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin lange genug Sklave gewesen“, sagte er leise. „Ich und die anderen werden uns heute Nacht in die Wälder schlagen. Wenn wir erst einmal die Yankees erreichen, sind wir alle frei.“

Seine Worte jagten Kitty einen Schauer der Angst über den Rücken. „Du kannst nicht weglaufen, Grady! Sie hetzen die Hunde auf dich, wenn du wegläufst!“

„Wer denn? Ist doch keiner mehr da, der uns jagen könnte, außer dem Aufseher. Und er kann uns schließlich nicht alle fangen, oder?“ Er verschränkte die Arme vor der Brust und hob das Kinn. „Du musst nicht mit Missy Claire fahren, weißt du. Sie kann dich nicht zwingen mitzukommen.“

„Wie meinst du das? Sie ist unsere Missy. Wir müssen tun, was Missy sagt.“

„Nein, das musst du nicht“, erwiderte er mit tiefer, rauher Stimme. „Wir müssen überhaupt nicht mehr tun, was sie sagt, jetzt, wo die Yankees hier sind. Ihr könnt euch alle heute Nacht mit uns im Wald verstecken ... oder denkt ihr, Haussklaven sind zu gut, um mit Feldsklaven wegzulaufen?“

„Keiner denkt das“, sagte Delia.

„Dann kommt mit uns“, drängte er.

Kittys Blick wanderte nach Süden, in die Richtung, aus der die Yankeesoldaten kommen sollten. Der Himmel über den Bäumen in der Ferne schien aus einem dunkleren Grau zu sein, so als wäre er durch Rauch verdüstert. „Missy sagt, die Yankees sind nicht unsere Freunde“, erklärte sie Grady. „Sie sagt, sie machen sich über alle Frauen her und –“

„Weißt du denn nicht, dass die Weißen lügen?“

„Missy Claire lügt nicht! Ich bin bei ihr, solange ich denken kann, und sie –“

„Dann geh doch mit deiner feinen weißen Missy, wenn du unbedingt ihre Sklavin sein willst.“ Grady spuckte vor sich auf den Boden, als hätten die Worte einen bitteren Geschmack in seinem Mund hinterlassen.

Kitty blickte wieder zum Wald. Sie hatte eine Todesangst, wenn sie daran dachte, dass sie sich an einem so schrecklichen Ort verstecken

sollte. Schlangen und Spinnen und Alligatoren lebten in jenen Sümpfen, und die Aufseher jagten einen mit ihren bellenden Hunden. Wenn sie jemanden fingen, peitschten sie ihn aus, bis das Blut lief. Sie erinnerte sich daran, was ihren eigenen Eltern widerfahren war. Am liebsten wäre sie zu Grady gelaufen und hätte ihn angefleht, nicht zu gehen. Kitty hatte die Narben auf seinem Rücken gesehen, nachdem er schon einmal ausgepeitscht worden war.

Delia stand neben dem Wagen und sagte kein Wort. Aber sie alle blickten kurz darauf nach oben, als eines der Fenster im zweiten Stock mit einem lauten Knarren nach oben geschoben wurde. „Kitty! Komm sofort rauf!“

Kitty drehte sich um und rannte ins Haus. Auf halber Treppe fiel ihr ein, dass sie sich gar nicht von Grady verabschiedet hatte. Sie beeilte sich, die nächste Ladung Gepäck zu holen, aber als sie damit zum Wagen kam, war Grady fort. Ob sie ihn jemals wiedersehen würde?

Delia kam kurz darauf mit zwei weiteren Taschen die Treppe hinunter. Sie blieb stehen, um nach Luft zu schnappen, und lehnte sich gegen den Wagen.

„Was willst du tun, Delia?“, flüsterte Kitty. „Läufst du heute Nacht mit Grady weg und versteckst dich im Wald?“

„Was ich mache, lass mal meine Sorge sein. Du musst selbst entscheiden, was du tun willst. Keiner kann dir das sagen, nur Gott.“

„Entscheiden? Wie denn?“ Kitty hatte noch nie eine selbstständige Entscheidung getroffen. Sie tat immer das, was Missy sagte, und durfte keine eigenen Ideen oder Wünsche haben. Eine Entscheidung zu fällen war etwas, das man lernen musste, so wie Lesen und Schreiben – und das hatte sie auch nie gelernt. Sie hatte nur gelernt zu gehorchen. „Ich weiß nicht, wie ich mich entscheiden soll“, sagte sie zu Delia. Ihre Worte waren nur ein Flüstern, als hätte sie zu viel Angst, sie laut auszusprechen.

„So schwer ist es gar nicht“, sagte Delia. „Stell dir einfach dein Leben als Geschichte vor. So, als würdest du sie irgendwann mal deinen Kindern am Feuer erzählen.“ Delia war bei allen Sklaven in der Gegend als Geschichtenerzählerin bekannt, sie wusste, wie man seine Zuhörer fesselte. Sie gab Kitty einen Augenblick Zeit, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, und sagte dann: „Also, wie soll diese Geschichte ausgehen? Was wäre für dich ein ‚Glücklich und zufrieden bis an ihr Ende‘?“

Darüber musste Kitty nicht einmal nachdenken. Das beste Ende

wäre, wenn sie in Gradys Armen läge und ihn endlich sagen hörte, dass er sie genauso liebte, wie sie ihn. Sie würden für immer zusammen sein, und Grady würde wieder Massa Fullers Kutsche fahren und Kitty würde sich um Missy Claire kümmern, wie sie es immer getan hatte, und beide könnten sich darauf verlassen, dass der Massa sie nie getrennt verkaufen würde.

Aber dann dachte Kitty an Gradys bittere Worte, und sie wusste, dass das nie geschehen würde: *„Niemand kann dich lieben, bevor du lernst, dich selbst zu lieben, Mädchen. Du gehorchst dieser weißen Frau, als wärst du ihr Hund – als wärst du Dreck, den sie mit Füßen tritt. Glaubst du, ein Mann kann Dreck lieben? Glaubst du, ein Mann will einen Hund zur Frau?“*

Kitty wusste, was er meinte. Hatte Missy sie nicht erst heute Morgen gedemütigt, sie an den Haaren gezogen und geohrfeigt? Grady sagte, sie müsse sich selbst achten, bevor er sie achten könne. Aber wie sollte sie das tun? Würde er sie bewundern, wenn sie Missy ungehorsam war und weglief?

„Und, siehst du das Ende?“, unterbrach Delia Kittys Gedanken. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie Grady sie im Arm hielt.

„Ja, Ma’am.“

„Was musst du jetzt tun, damit es dazu kommt? Der Anfang der Geschichte ist schon erzählt, das ‚Es war einmal‘ kannst du nicht ändern. Aber du kannst den Mittelteil erfinden, damit das Ende so wird, wie du es dir wünschst.“

Welcher Weg führte zu Grady? Kitty versuchte sich vorzustellen, wie sie mit ihm weglief und nicht kam, wenn Missy sie rief, sondern sich im Wald versteckte, bis der Wagen abgefahren war. Aber was dann? Sie wusste nur, dass man ausgepeitscht wurde, wenn man den Weißen nicht gehorchte. Nein, es war einfacher, das zu tun, was sie immer getan hatte – Missy zu gehorchen, dem Wagen zu folgen, sich um ihre Herrin und ihr neues Baby zu kümmern. Aber war das nicht der Grund, warum Grady wütend auf sie war? Weil sie den Rücken krümmte und wie eine Sklavin dachte?

Plötzlich durchfuhr ein Furcht einflößender Gedanke Kitty: Wie sollte sie Grady wiederfinden, wenn er in den Wald lief und Kitty mit Missy fuhr? Was wäre, wenn sie ihn nie wiedersah?

„Aber Delia“, sagte sie, „wie sollen Grady und ich uns denn wiederfinden, wenn er wegläuft und ich nicht?“

„Machst du dir deshalb Sorgen?“ Delia seufzte laut. „Hör mal zu, Schätzchen. Vielleicht findest du den Jungen eines Tages wieder, vielleicht auch nicht. Aber zuerst muss Grady sich selbst finden. Und das musst du auch, Kindchen. Du auch.“

Alles verschwamm vor Kittys Augen, als ihr Tränen in die Augen traten. „Ich weiß nicht, was das bedeutet. Ich weiß nicht, wie ich mich selbst finden kann“, sagte sie. „Kannst du mir nicht einfach sagen, was ich tun soll, Delia?“

„Geh an den Anfang zurück“, sagte sie sanft. „Wie bist du bis hierhin, bis zu diesem Tag gekommen? Wenn du weißt, wo du anfängst, und wenn du weißt, wo du hinwillst, dann kannst du vielleicht auch den Weg dazwischen finden.“

Kitty kannte den Anfang – den Anfang von Gradys Geschichte ebenso wie ihren eigenen. Woher sie beide kamen, das wusste sie. Sie trocknete ihre Tränen und blickte zum Wald hinüber, während sie sich an eine Zeit erinnerte, als sie noch Anna geheißen hatte ...

## *Teil 1*



Ich schreie zu Gott, so laut ich kann; ich schreie zu Gott, er wird mich hören. In meiner Angst suche ich den Herrn; nachts strecke ich die Hand nach ihm aus, ohne davon zu ermüden. Trost von Menschen kann mir nicht helfen! ... Hat der Herr uns für immer verstoßen? Will er sich nicht mehr erbarmen?

*Psalm 77,2-3.8*





## *Kapitel 1*

*Great-Oak-Plantage, South Carolina  
1849*

Anna stand auf der obersten Stufe vor dem Holzhaus und spähte in die Ferne. Es war zwecklos. Selbst auf Zehenspitzen konnte sie die Krone der großen Eiche nicht sehen. Sie war zu klein. Und das Kutscherhaus versperrte ihr die Sicht.

Hinter ihr quiekten und kicherten die anderen Kinder, während sie auf dem schlammigen Hof hinter den Sklavenbaracken spielten. Der Regen vom Abend zuvor hatte sich in seichten Pfützen gesammelt, und ihre Spielkameraden machten sich einen Spaß daraus, den Matsch zwischen den Fingern und Zehen zu zerquetschen und ihn auf ihre nackte braune Haut zu schmieren.

Anna wollte nicht im Matsch spielen. Und sie wollte auch keine Bilder im Dreck zeichnen, wie sie es sonst immer tat. Sie hatte letzte Nacht wieder den Traum gehabt, aber er war inzwischen so abgenutzt und fadenscheinig wie alter Baumwollstoff. Wenn sie nur die große Eiche noch einmal berühren und in die saftig grünen Wälder dahinter sehen könnte, würde der Traum vielleicht nicht ganz verblassen.

Der Baum schien viele Kilometer entfernt zu sein, in der Nähe des Großen Hauses, zu dem zu gehen man ihr verboten hatte. Old Nellie hatte gedroht, sie mit dem Hickorystock zu verprügeln, wenn sie noch einmal dort hinaufging. Aber Nellie war alt und konnte nicht gut sehen. Sie war zu müde und gebeugt, um mit den anderen Sklaven in den Reisfeldern zu arbeiten, deshalb passte sie jetzt den ganzen Tag auf die Kinder der anderen auf.

Die obersten Äste der großen Eiche wiegten im Wind und schienen

Anna zuzuwinken. Plötzlich war es ihr egal, ob sie Schläge bekam; sie musste einfach gehen. Als Nellie ein Baby in die Hütte trug, witterte Anna ihre Chance. Sie schlich sich leise aus dem tristen Sklavenhof davon, wobei sie dicht an der Reihe verwitterter Baracken blieb und hoffte, dass niemand sie bemerken würde. Als sie das Kutscherhaus erreicht hatte, bog sie in die Auffahrt und lief schneller, als sie außer Sichtweite war. Steine und zerleinerte Austernschalen gruben sich in ihre bloßen Füße; brummende Fliegenschwärme warnten sie vor Pferdeäpfeln.

Schließlich erreichte sie den Rand des Rasenstücks und sah den Baum vor sich, dessen mächtiger Stamm und ausladende Äste eine dunkle Silhouette vor dem blauen Himmel bildeten. Blasses Silbermoos umrankte die Blätter und bewegte sich leicht im Wind. Anna trat vom Weg auf das warme, stachelige Gras und fing an zu rennen.

Die große Eiche, die der Plantage ihren Namen gab, stand auf einer Anhöhe oberhalb des Edisto Rivers, ein Wegweiser für Schiffe, die mit der Reisernte der Plantage nach Charleston fuhren. Anna rannte auf den Baum zu, als suche sie Schutz darunter, und legte ihre kleinen Hände auf die Rinde. Sie kam sich winzig daneben vor, aber zugleich auch irgendwie geborgen. Als sie in das Dach aus Ästen und Blättern über ihrem Kopf hinauf sah, erwachten die Erinnerungen.

Früher hatte es einmal einen großen, starken Mann gegeben, den sie „Papa“ genannt hatte, einen Mann, zu dem sie sich hatte flüchten können. Seine Stimme war sehr tief gewesen und manchmal hatte er ihr etwas vorgesungen, eine gesummte Melodie ohne Worte. Die dunklen Äste der Eiche erinnerten sie an seine ebenholzfarbenen Arme, so stark und muskulös mit den hervortretenden Sehnen. Anna blickte zu den ausgestreckten Ästen des Baumes hinauf und dachte daran, wie Papas Arme sich ihr entgegengestreckt, sie hochgehoben und getragen hatten.

Sie schloss die Augen und lauschte dem Rascheln der Blätter und hörte das beruhigende Flüstern ihrer Mutter, das Rascheln ihrer Röcke. Mama war weich und wohlriechend gewesen, wie der Wind, der von den nahe gelegenen Blumenbeeten herüberwehte. Immer, wenn Anna in Mamas dunkle Augen geblickt hatte, hatte sie Zärtlichkeit und Liebe darin gesehen und eine Entschlossenheit, sie zu beschützen, die ihr ein Gefühl der Geborgenheit gegeben hatte.

Dann hatte sich alles geändert.

Eines Tages war der Ort, an dem sie lebten und aßen und schliefen, nicht mehr von geweißten Wänden umgeben gewesen, sondern von

Bäumen – Bäumen und Büschen und Weinranken, die so groß und knorrig und dick waren, dass die Sonne nicht hindurchkam. Anna erinnerte sich an das Geräusch der Palmensprösslinge, die über ihre Beine strichen und wie die Stimme ihrer Mutter raschelten: „Schhh, Anna ... schhh ... Du musst ganz leise sein.“ An diesem Ort summte Papa sein Lied ganz leise.

Jetzt öffnete Anna die Augen wieder und nahm allen Mut zusammen, um in die Ferne hinter der großen Eiche zu spähen, über die letzten Schwaden des gemähten Grases hinweg bis dorthin, wo der Wald anfing. Sie musste die saftig grünen Farben des Waldes in sich aufsaugen und sich einprägen. Aber irgendeine tief sitzende Angst hielt sie davon ab, jemals an diesen schrecklichen Ort vorzudringen.

Der Wald, in dem sie mit Mama und Papa gelebt hatte, war genau wie diese Wälder dort drüben gewesen – feucht und grün und klebrig-heiß, aber voller Regenbogenfarben, die sie so liebte. Es hatte dort smaragdgrüne Decken aus dickem Moos an den Baumstämmen gegeben. Anna konnte sich noch immer daran erinnern, wie flauschig sich das Moos unter ihrer Hand angefühlt hatte. Die Bäume trugen lange graue Bärte aus Louisianamoos.

Manchmal hatte Papa sie auf seinen Schultern durch das grüne Labyrinth getragen, und in den Armen hielt er die Decke, in die ihr Hab und Gut gewickelt war. Manchmal ging Anna zu Fuß und folgte einfach Papas cremefarbenem, einfachen Baumwollhemd, dessen Stoff dunkle Schweißflecken unter seinen Armen und auf seinem Rücken zeigte. Die Erde fühlte sich feucht und weich unter ihren Füßen an, und winzige grüne Frösche hüpfen über den Weg.

Papa ging vorsichtig den Riesenschlangen und Klapperschlangen aus dem Weg, die sich über den Pfad schoben oder aufgerollt im gesprengelten Sonnenlicht lagen, aber er hatte keine Angst. „Sie tun dir nichts, wenn du ihnen nichts tust“, hatte er ihr erklärt.

Der Klang quakender, glucksender Frösche hatte die schwere Luft ebenso erfüllt wie das raue Summen der Zikaden und das Schwirren der Insekten. Anna schlug nach den riesigen, leuchtend grünen Libellen, die um ihren Kopf flogen. Moskitos und Mücken und Stechfliegen umschwärmten sie in einer summenden Wolke, an Armen und Beinen hinterließen sie ihre Stiche. Mama hatte ein rotes Tuch um Annas Kopf gebunden, so wie sie selbst es immer trug, um die Insekten aus ihrem dichten Haar fernzuhalten.

Einmal, als sie auf Papas Schultern ritt, waren sie unter einem Bogen aus Ästen hindurchgegangen und sie hatte Spinnweben auf ihrem Gesicht gespürt. Sie hatte nach oben geschaut und eine riesige Spinne entdeckt, die mit ausgestreckten Beinen so groß war wie die Hand von Annas Mutter. Anna hatte vor Schreck aufgeschrien, aber Papa hatte schnell sein Bündel fallen lassen, sie von seinen Schultern gezogen und ihr den Mund zugehalten, um sie zum Schweigen zu bringen. Seine Bewegungen waren abrupt und rau gewesen, aber sein Blick sanft und gütig, als er flüsterte: „Ganz ruhig. Die Spinnen tun dir nichts. Sie sind groß, aber harmlos. Und sie sind auch Gottes Geschöpfe.“

Papa und Mama waren sehr, sehr lange gelaufen, so schien es ihr, und hatten kaum Rast gemacht, um zu schlafen oder zu essen. Immer, wenn Anna Hunger bekam, zog Mama ein Stück Maisbrot oder etwas geräuchertes Schweinefleisch aus der Tasche, die sie trug, und sagte: „Danke für dieses Essen, Jesus“, bevor sie es aßen. In der Dämmerung sahen sie manchmal Rehe. Eulen heulten nachts in der Dunkelheit, während Anna auf Papas Schultern oder in seinen Armen döste.

Sie kamen an Zypressen mit glockenförmigen Stämmen vorbei, die Anna an Reifröcke erinnerten. An manchen Stellen wurde der Pfad so morastig, dass Papas Füße darin versanken, und manchmal verschwand der Weg ganz im Sumpf. Dann waren nur winzige Bauminseln übrig, die von Brackwasser umgeben waren. Papa sprang von einer Insel zur nächsten, bis sie zu weit voneinander entfernt waren, dann watete er durch das knietiefe Wasser. Er setzte Anna hoch auf seine Schultern und holte sein Messer heraus, während er nach Alligatoren Ausschau hielt. Er hatte ihr einen gezeigt, der im Wasser trieb wie ein Baumstamm, nur dass seine Augen und Schnauze über die Wasseroberfläche ragten.

Eines Tages endete der schmale Pfad neben einem Stück dunkelgrünem Gras. Papa hatte Anna zurückgehalten, als sie darauf zugegangen war. „Darauf kannst du nicht gehen, Anna“, flüsterte er. „Das ist kein Gras, sondern Wasser. Es trägt dich nicht.“

Anna glaubte ihm nicht. „Warum sitzt dann der Vogel darauf? Siehst du?“, fragte sie und zeigte mit dem Finger.

Papa schüttelte den Kopf. „Er sitzt nicht.“ Er warf einen Kiesel nach dem Vogel, und als er sich auf eleganten weißen Flügeln in die Luft erhob, hingen die langen Beine wie Stöcke kurz in der Luft. Dann verschwanden sie unter seinem Körper und waren wieder versteckt, so wie sie im Wasser versteckt gewesen waren.

Aber so schön der Wald auch gewesen war – Anna dachte mit Angst an ihre Reise zurück. Ihre Familie war vor etwas davongelaufen. Anna wusste nicht, wohin und warum sie flohen, aber in den Gesichtern ihrer Eltern sah sie Schrecken und Verzweiflung. Mama blickte sich bei jedem neuen Geräusch um, und Papa blieb hin und wieder stehen und lauschte, wachsam und misstrauisch. „Herr Jesus, hilf uns“, murmelte er dann. „Sei ein Licht auf unserem Weg.“

Mit der Zeit bekam auch Anna Angst, weil sie die Anspannung ihrer Eltern spürte und in sich aufzog. Selbst jetzt, wo sie unter der großen Eiche auf der Plantage stand und zu dem entfernten Wald hinüberblickte, spürte sie diese Angst in ihrem Bauch.

Ihre Reise hatte im Schrecken geendet. Eines Tages hörte Anna ein neues Geräusch in der Ferne, ein barsches Brüllen, und sie bekam eine Gänsehaut. Papa war stehen geblieben, um ebenfalls zu lauschen, als auch er das ferne Bellen gehört hatte, und sein Gesicht wurde vor lauter Verzweiflung ganz grau.

„Nein ...“, stöhnte er. „Bitte, Herr Jesus ... nicht ...“

Mama umklammerte seinen Arm. „Was? Was ist?“

„Hunde. Sie verfolgen uns mit Hunden.“ Papa hob Anna auf den Arm und fing an zu rennen.

Das Gebell kam näher. Gleichzeitig vernahmten sie das entfernte Krachen von Gewehrschüssen. Kugeln schossen durch die Blätter hindurch um ihre Köpfe wie Wespen. Papa rannte und rannte mit Mama und Anna und blieb nicht ein einziges Mal stehen, obwohl er keuchend nach Luft schnappte. Sie duckten und wanden sich durch die verworrenen Wälder und Sümpfe und suchten verzweifelt nach einem Ort, an dem sie sich verstecken konnten. Die Hunde waren jetzt schon viel näher und ließen das Wasser aufspritzen. Rufe hallten durch den Wald, Männerstimmen, die ihnen befahlen, stehen zu bleiben. Die Männer waren zu Pferd. Anna konnte die Hufe hören, die auf dem Weg dröhnten und durch den Sumpf platschten und immer näher kamen.

Papa rannte immer weiter, aber es war sinnlos. Die Hunde hatten sie gefunden, und in dem finsternen Sumpf gab es keinen Ort, an dem sie sich verstecken konnten. Die Hunde hetzten durch den Wald, näherten sich ihnen wie ein einziges, zähnefletschendes Ungeheuer, schnappten nach Papas Beinen, zerrissen Mamas Rock und zwangen sie anzuhalten. Papa hielt Anna hoch, sodass die Tiere sie nicht erreichen konnten,

und versuchte sie mit Fußtritten abzuwehren. Aber drei weiße Männer erschienen plötzlich auf ihren Pferden, ihre Waffen im Anschlag.

„Herr Jesus, hilf uns!“, hauchte Papa.

Anna vergrub ihr Gesicht an Papas Brust, als er die Arme sinken ließ und Anna fest an sich drückte. Sie hatte Angst sich umzudrehen, Angst zu schreien oder ein Geräusch zu machen. Dann schrie Mama, und Anna spürte, wie ihr Vater zusammenzuckte. Er versuchte, Anna zu beschützen und stehen zu bleiben, als die Männer mit ihren Gewehren auf ihn einschlugen. Irgendwann wankte Papa und fiel auf die Knie, Anna noch immer im Arm. Mit seinem eigenen Körper beschützte er Anna, als die Männer und Hunde ihn angriffen. Der Rest des Traums wurde zu einem Albtraum, an den sie sich nicht mehr erinnern konnte – oder wollte.

„Anna! Komm hierher!“

Aus ihren Gedanken gerissen blickte sie um sich und sah, wie Old Nellie ihr von der anderen Seite des Hofes zuwinkte. „Anna? Hörst du mich? Ich sagte, du sollst herkommen!“ Die alte Frau stand am Kutschhaus, denn weiter vor wagte sie sich nicht.

Anna presste ein letztes Mal die Handflächen gegen den dunklen Baumstamm und warf noch einmal einen flüchtigen Blick zum entfernten Wald hinüber. Dann drehte sie sich um und rannte über den Rasen zur Slave Row hinunter. Old Nellie hatte eine Gerte aus Walnussholz in der Hand, sie packte Anna am Arm, als sie vorbeilief, und schlug den ganzen Weg zur Hütte auf ihre bloßen Beine ein.

An diesem Abend lag Anna allein in der Dunkelheit und klammerte sich an die Erinnerungen, die die große alte Eiche wachgerufen hatte. Sie war sich nicht mehr sicher, ob die gescheiterte Flucht durch die Sümpfe Wirklichkeit gewesen war – oder ob sie jemals eine Mama und einen Papa gehabt hatte. Bevor sie wegdämmerte, wünschte sie sich, dass sie in ihren Träumen wiederkämen und der Traum diesmal anders ausgehen würde.